



DOMUS HAUS

DOMUS HAUS

Eine Befragung

Dokumentation einer
Projektwoche im
Dom zu Halle

10. - 17. Juni 2019





Christoph Kuhn
(*1951 in Dresden)
Schriftsteller in Halle
Zuletzt erschienen:
„Kein Weg zurück“, Erzählungen, Dresden 2018
„Poesiealbum 348“, Gedichte, Wilhelmshorst 2019



Christoph Kuhn
Getarnte Texte – Verfremdete Botschaft

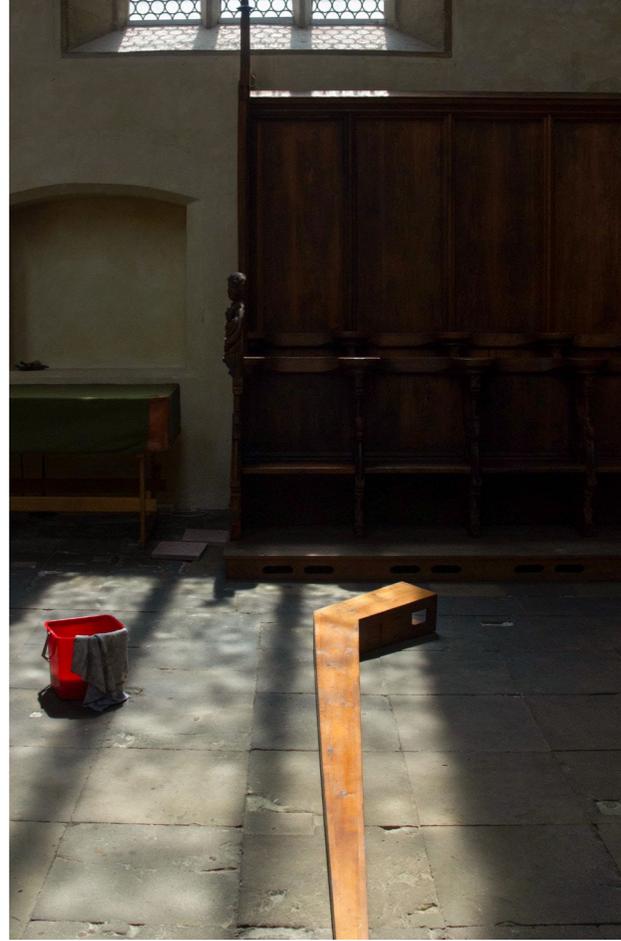
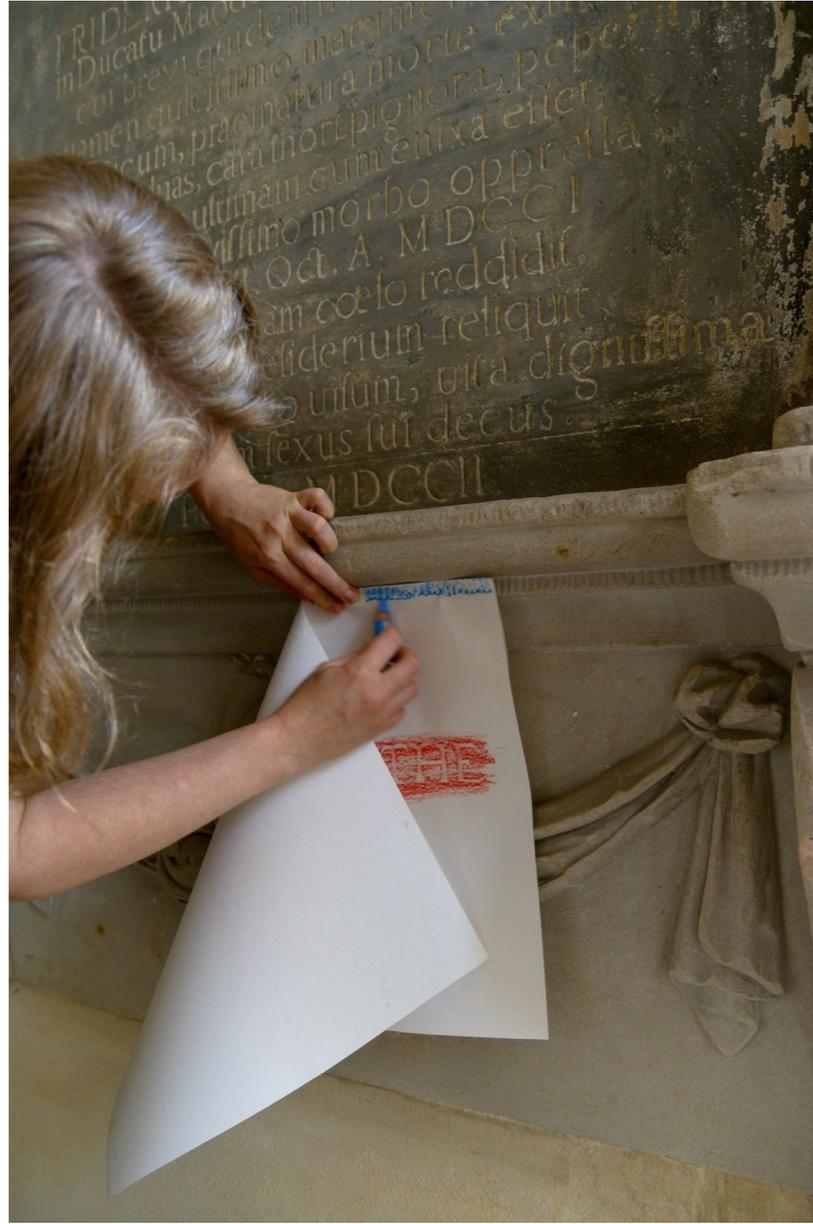
Getarnte Texte – Verfremdete Botschaft

Wie geriet ich unter Künstlerinnen und Künstler, die einen Kirchenraum optisch und akustisch verwandeln, verfremden wollen? Als Schriftsteller schreibe ich Texte, eigene; und manchmal gebe ich welche heraus oder bin Moderator – Vermittler von Literatur ... Hier sollten es die Bibelverse auf Spruchplaketten der Emporen sein, die sich auf das Haus, das Gotteshaus beziehen, auf Orte, wo der Geist weht.

Die erste Idee, sie mit neueren Sprüchen zu überhängen, verwarf ich wieder, weil kein Bezug zu den Bibelworten mehr ersichtlich gewesen wäre. Die schwer lesbare, golden auf schwarz gemalte Barock-Fraktur (ohne hilfreiche Orthografie und Grammatik, oft unvollständig, zudem verblichen und angestaubt), sollte zum Vergleichen anregen – etwa zwischen dem ökumenisch klingenden Satz des Propheten Jesaja: „Mein Haus heißt ein Bethaus allen Völkern“ und dem des Politikers Gorbatschow: „Wir leben alle auf EINEM Planeten! Wir sind EINE Menschheit!“ Zur Frage des Evangelisten Johannes „Herr, wohin sollen wir gehen?“ die Antwort des Dichters Novalis: „Immer nach Hause“. Zum Satz aus dem Buch der Könige: „Du wollest hören das Gebet und Flehen deines Volkes...“ schien mir Jadwiga Rutkowskas Aphorismus „Lasst uns die Zukunft voraussehen, damit sie nicht über uns hereinbricht!“ zu passen.

Die Textauswahl hing nun an einer Emporensseite unter den Spruchpaletten – Papierbögen, die die Bildenden Künstler*innen der Gruppe als zu dominant empfanden; ein Effekt, den ich nicht erahnte, und es lag mir fern, mit meiner Arbeit im Dom dominierend zu sein. So verteilte ich die „Gegen“-Sprüche im Kirchenraum – gerahmt, angeheftet, als Plakat stehend, beweglich. Den direkten Bezug zu den Bibelsprüchen gab es nicht mehr („Ich fühlte mich endlich mal herausgefordert, diese Sprüche zu entziffern...“, sagte eine Besucherin), aber es entstanden andere Assoziationen. „Solche Texte könnte man ruhig auch mal im Gottesdienst zu hören bekommen“, hörte ich von einem Mann; er und andere Besucherinnen und Besucher fotografierten die Sprüche, schrieben sie ab; und das Plakat mit einer Sentenz von Albert Schweitzer „Wer glaubt, ein Christ zu sein, weil er die Kirche besucht, irrt sich. Man wird ja auch kein Auto, wenn man in eine Garage geht“, kam abhanden. Was wohl jemanden an dieser Trophäe reizte?







Ursula Häse
(*31.08.1969)
wohnhaft in Berlin
Vokalistin und Thereminspielerin
Stimmbildnerin



Ursula Häse
Reflektionen

Nachklang Domus.Haus

Was kann ich als Vokalistin, Thereminspielerin und Stimmbildnerin zum Projekt Domus.Haus beitragen? Wo liegen Berührungspunkte zwischen meiner künstlerischen Arbeit und einem fast 700 Jahre alten Kirchengebäude?

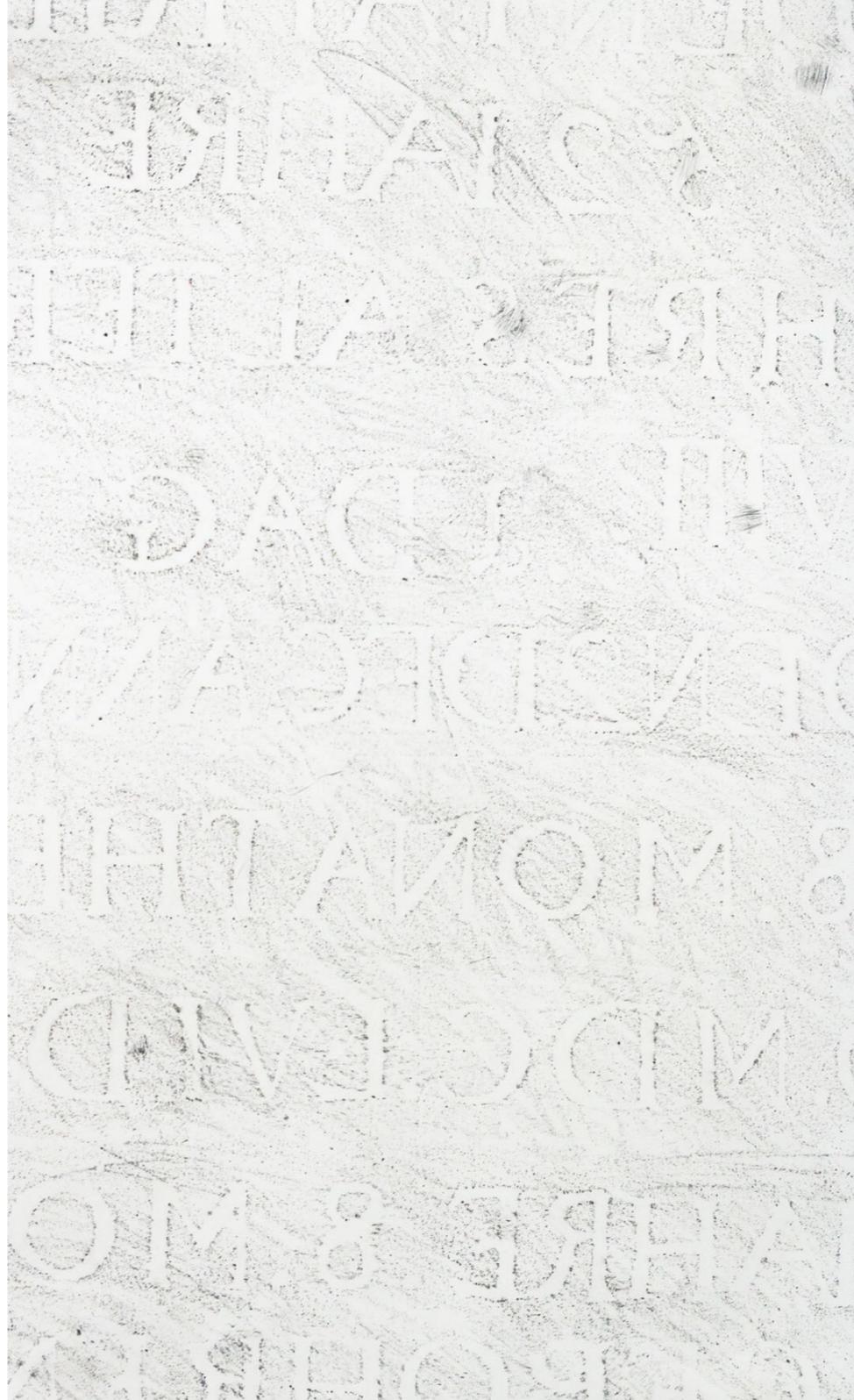
Der Atem, die Grundlage meiner Arbeit als Vokalistin und Stimmbildnerin, ist für mich ein verbindendes Element. Atem, Odem, rûah, prana, pneuma... in fast allen religiösen Systemen bezeichnen diese Begriffe sowohl das körperliche, natürliche Geschehen als auch spirituelle Aspekte (Spiritualität von lateinisch spiritus ‚Geist, Hauch‘ bzw. spiro ‚ich atme‘). Als Künstlerin interessiere ich mich besonders für die Übergänge von Atem zu Stimme, von Geräusch zu Wort, von körperlicher Funktion zu bedeutungstragendem Ausdruck, von akustischem zu elektronischem Sound. Das Ausloten dieser Zwischenbereiche und Übergänge war Teil meiner künstlerischen Arbeit zu Domus.Haus.

Das onomatopoetische, hebräische Wort ‚rûah‘ und das Gedicht ‚Granum sinapis‘ (aus dem Umkreis von Meister Eckhart), entstanden etwa zur selben Zeit, in der auch der Dom erbaut wurde, dienten als Forschungs- und Klangmaterial für diese Erkundungen. Die Schönheit des Gedichts und die erahnte Schönheit des ursprünglichen Gebäudes, die ich während des einwöchigen Aufenthalts wahrnehmen konnte, haben mich inspiriert.

Diese gedanklichen und akustischen Vorarbeiten flossen in die gemeinsame Improvisation mit der Tänzerin Anna Till und den beiden Musikern Gerhard Noetzel und Ludwig Bauer mit ein. In unserem Improvisationskonzert haben wir versucht Verbindungen zu schaffen zu den Werken der anderen Künstler*innen, die bei Domus.Haus mitgewirkt haben.

Ursula Häse





Jutta Noetzel

(*1975)

lebt und arbeitet als Pfarrerin und als

Lehrbeauftragte für Altes Testament in Halle

letzte Monographie: „Maleachi, ein Hermeneut.“

BZAW 467. Berlin, Boston 2015.

Jutta Noetzel

Das Motiv vom Heiligen Kuss



Eutopie in Blue

blaue Spur
gesehen

leise zwischen Macht
und der heiligen Geschichte

es beginnt zu fließen
und in Bällen zu rollen

auch Töne vermögen es
hervorzubringen

blau werden Hemden
die Sachen der Fremden

Wilhelms Blau
im Film der Frau

blaue Stifte
Sonnendüfte

die Marmorbauten
blauten nicht

und viele Worte
folgten einer anderen Spur

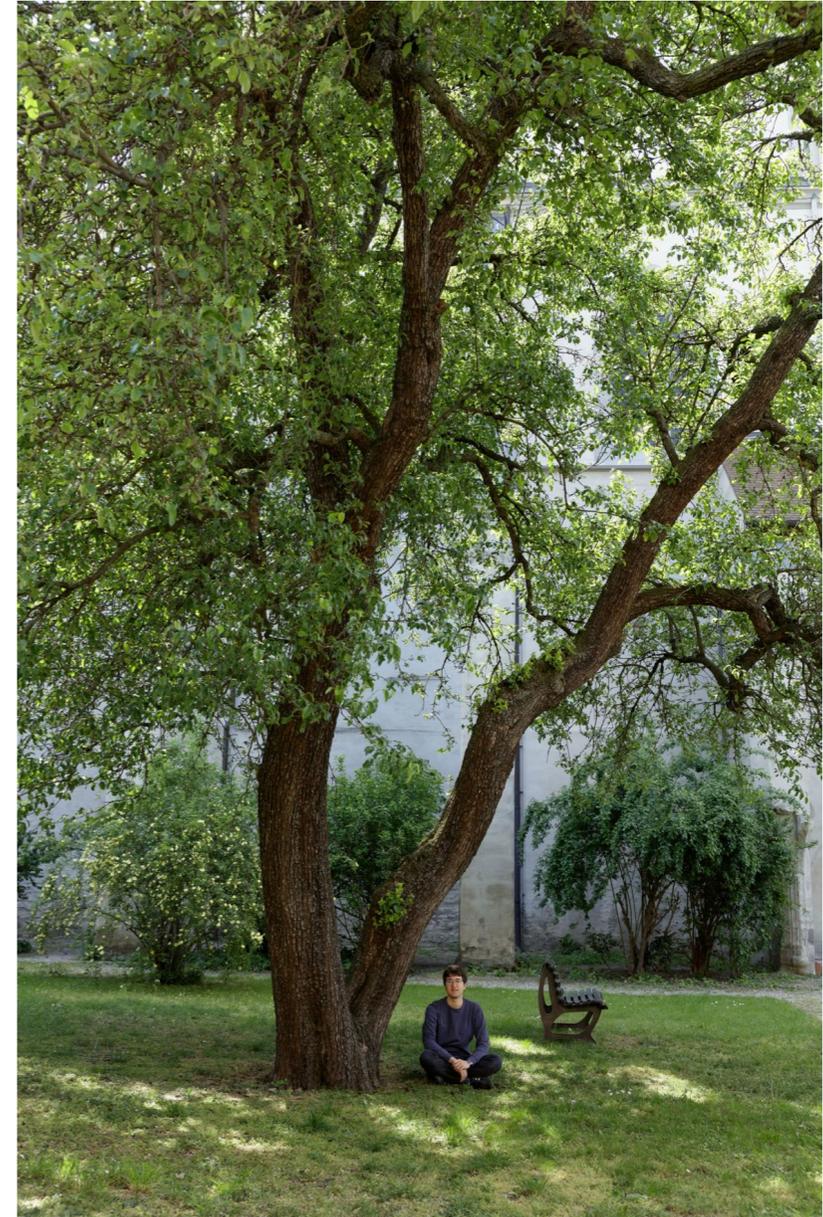
kein blauer Mantel
aber eine blaue Spur

Käseplatte
Hängematte

DOMUS.haus
rote Kirschen

schmeckt und sieht!

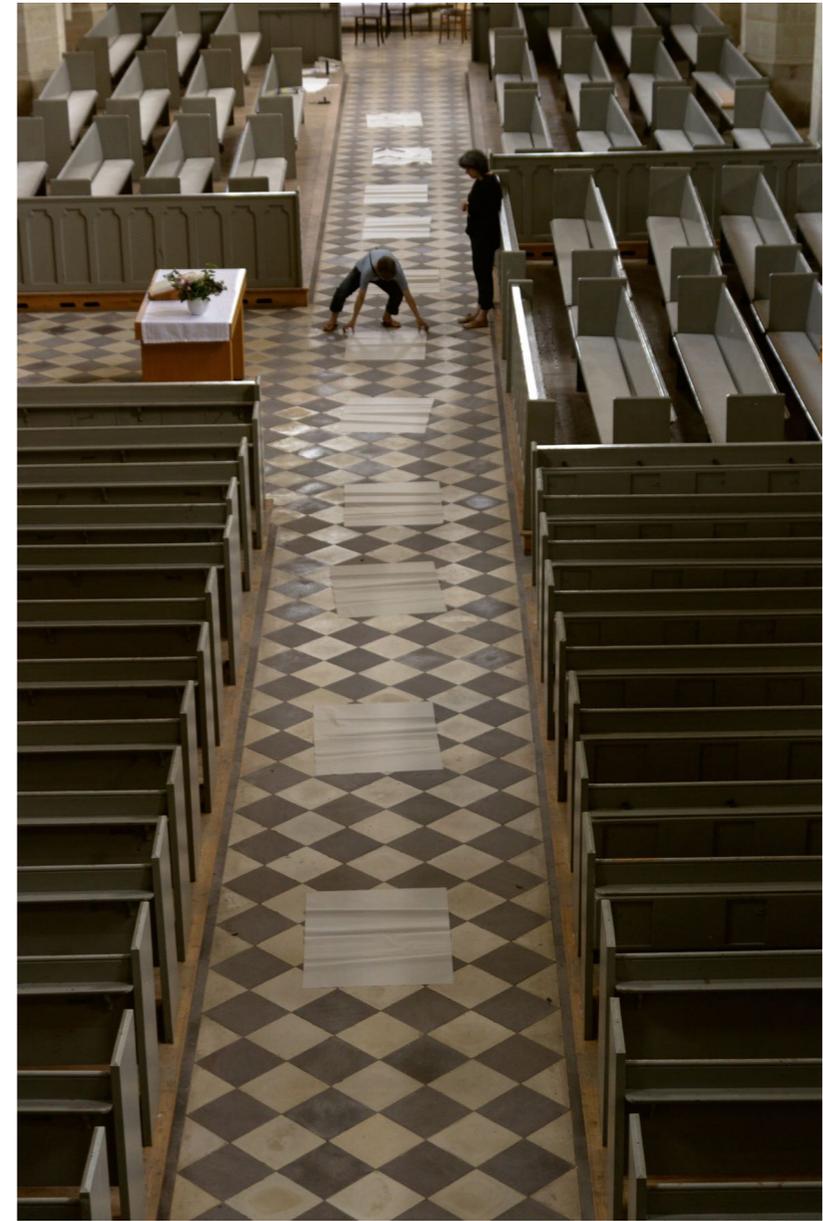
Jutta Noetzel



Lässt sich ein Dom bewohnen? Es gehört mehr dazu als Platz zum Arbeiten, zum Essen und Schlafen. Mir ist die Zeit der Begegnung wichtig geworden, die nicht der Raum allein in sich birgt. Eine produktive Spannung liegt zwischen den gleichzeitig geschaffenen Bild- und Klangräumen und allen, die sie erlebt haben. Das Gemeinsame von Tönen und Blicken, von Vorübergehenden und Ortsverbundenen ist in Vielem flüchtig, in der gegenseitigen Wahrnehmung aber auch für Besucherinnen und Besucher bleibend erfahrbar geworden. Ich erinnere mich gern daran zurück. Ein Stück weit bleibe ich wohnen.

Theologe und Philosoph, seit 2018 Vikar in der Domgemeinde, **Florian Priesemuth**





Henriette Aichinger

(*1983)

lebt in Leipzig.

Ihre künstlerische Arbeit ist von Zeichnung, Archivierung und Übersetzung in verschiedene Medien oder gruppodynamische Vorgänge geprägt.

Momentan ist sie Meisterschülerin

bei Prof. Stella Geppert an der

Kunsthochschule Burg Giebichenstein Halle.

Angelika Waniek

(*1975)

lebt und arbeitet als

Performerin in Leipzig.

In ihren Arbeiten gibt es Überschneidungen mit den Bereichen Literatur, Tanz und Theater.

Aktuell lehrt sie an der Hochschule für Grafik und

Buchkunst (Leipzig) im Fachbereich Medienkunst.

Henriette Aichinger, Angelika Waniek

Geliebte, Geliebte, Geliebte



Geliebte, Geliebte, Geliebte

Performance

Geliebte, Geliebte, Geliebte ist eine mehrstimmige Führung durch den Dom, die in kollektiver* Produktionsweise erarbeitet wurde. Wer erzählt an diesem Ort, in dem sich die Erzählungen überlagern, welche Geschichte und warum? Den Dom zeigen, heißt den Dom wirken und sprechen lassen.

Ein Ball springt die Entfernung von ganz Vorn nach ganz Hinten.

Von der Orgelepore fliegen imaginäre Kirschkern/Töne.

Ein Brief von einem Dekormaler (1847) wird verlesen: „Geliebte, Geliebte, Geliebte; ...“

Im Garten wird ein Baum besungen.

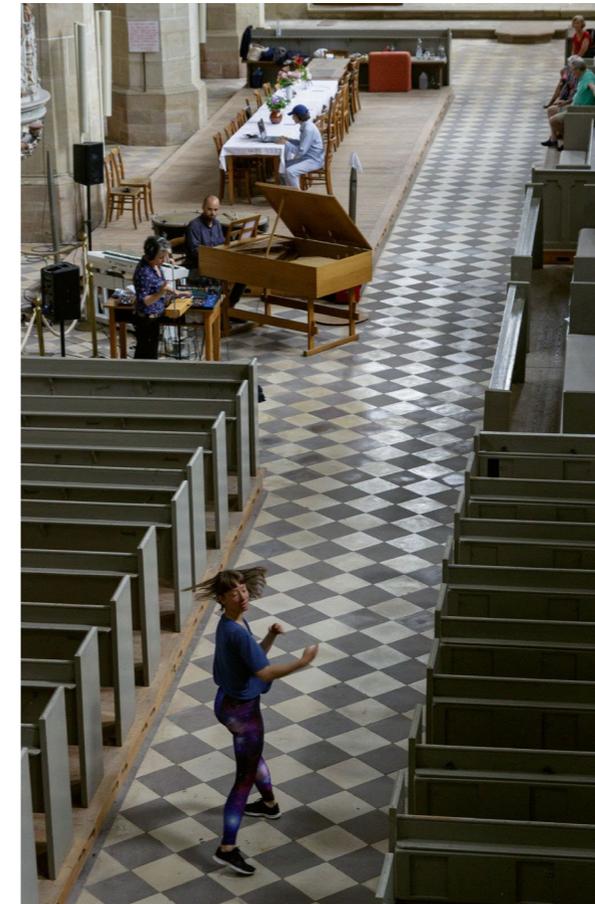
Es sprechen die Pfeilerfiguren an der Empore.

Und ein Teppich wird gedreht.

Aichinger und Waniek führen schweigend und bildzeigend durch den Dom.

* Wir sind u. a. über das Workshopangebot Kollektive Autor*innenschaft der Frage nachgegangen, „Welches Wissen liegt in uns und kommt im Dom zum Vorschein?“ Zusammen mit den Teilnehmer*innen wurden biografische, historische und fiktionale Erzählungen erarbeitet.

Henriette Aichinger, Angelika Waniek





Anna Till

(*1983)

lebt und arbeitet in Dresden

Tänzerin/ Choreografin

Ludwig Bauer

(*1984)

lebt und arbeitet in Dresden

Musiker/ Komponist



Anna Till, Ludwig Bauer

zurücklassen und wiederholen

zurücklassen und wiederholen

In fragmentierter Abfolge wiederholen Anna Till und Ludwig Bauer in ihrer gemeinsamen Performance Klänge, Bilder und Bewegungen; lassen diese im Inneren des Doms und der Wahrnehmung der Zuschauer*innen zurück. Ausgangspunkt war die Frage nach dem Ineinandergreifen von Vergangenheit und Gegenwart, nach dem Wahrnehmen von Zeit.

Die tatsächliche Begegnung mit dem Dom als Gefäß für Klang und Bewegung hat uns verdeutlicht, wie die unterschiedlichen Schichten von Zeit und Nutzung dieses Gebäudes sich in den Raum eingeschrieben haben.

Als Solo-Performerin habe ich die Kraft des Raumes und die Macht der Architektur intensiv gespürt. Mit meinen teilweise sehr langsamen und skulpturalen, im Kontrast dazu aber auch heftigen Bewegungen im Raum und Interventionen mit den vorhandenen Objekten – wie Kirchenstühlen und -bänken – habe ich versucht, den aktuellen (und gleichzeitig vergangenen) Raum zu lesen und meinen Körper diesem Ort hinzuzufügen. Einem Ort, der als Haus – über die Jahrzehnte hinweg – unzähligen Körpern Obdach, heilige Stätte und Versammlungsort war. Dabei habe ich bewusst ein Wechselspiel zwischen ungewöhnlichen Positionen und alltäglichen Bewegungsabläufen produziert. (Anna Till)

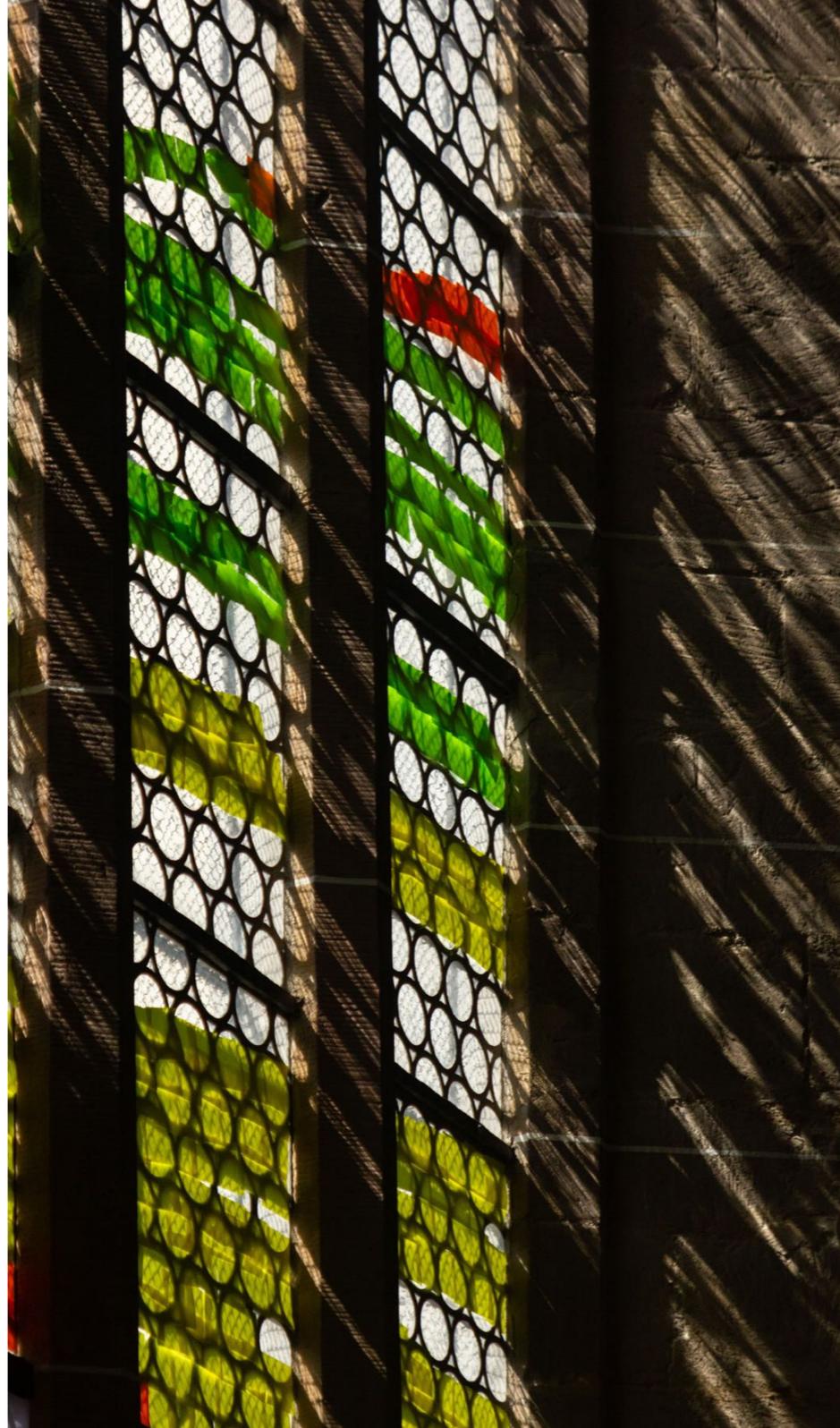
Innerhalb der Musik gab es Begegnungen auf verschiedenen Ebenen.

Das Spiel an den Orgeln, die analog und unmittelbar Klang entstehen und spürbar werden lassen. Der Klang im Raum, dessen lange Nachhallzeit selbst den kürzesten Impuls zum mehrsekündigen Ereignis macht. Das Zurücklassen einer Kleinigkeit, eines Akkords, eines Motivs, welches nicht von einer Stille abgelöst wird, stattdessen vom Raum eine eigene Musikalität bekommt.

Das Wiederholen von vertrauten Melodie- und Stimmführungen – das Bewegen innerhalb bekannter Tonsysteme; aber auch von Geräuschen und Atonalitäten, welche im Dom an jedem Platz verschieden resonieren und das Gebäude akustisch erfahrbar machen. (Ludwig Bauer)

Anna Till, Ludwig Bauer







Judith Königsdörfer

(*1983)

Referentin Netzwerk Dom

Projektkoordinatorin Domus.Haus – Eine Befragung

Vertreten mit Schnitzarbeiten

Judith Königsdörfer

Gesichter



Ich liebe das gemeinsame Essen im Dom. Ein ganzer Block Bänke verschwand zu Gunsten einer langen Tafel, an der an jedem Abend Interessierte und geladene Gäste Platz nahmen.

Gesprächsmöglichkeit über Gott und die Welt; Raum für Essen und Trinken; Befragung und Begegnung – Domus.Haus.

Judith Königsdörfer





Maria Votti
(*1990 in Ioannina, Greece)
Filmmaker
maria.votti@gmail.com



Maria Votti

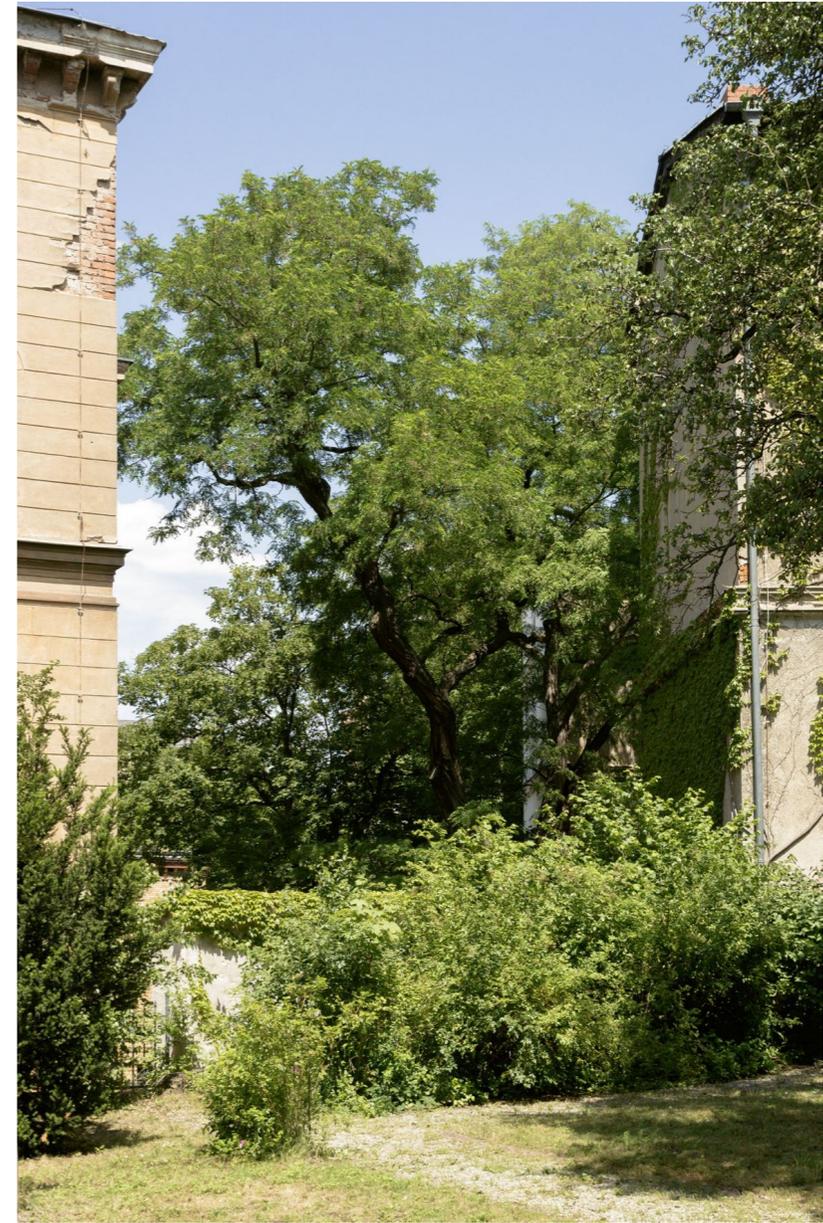
The blue psalm of Wilhelm

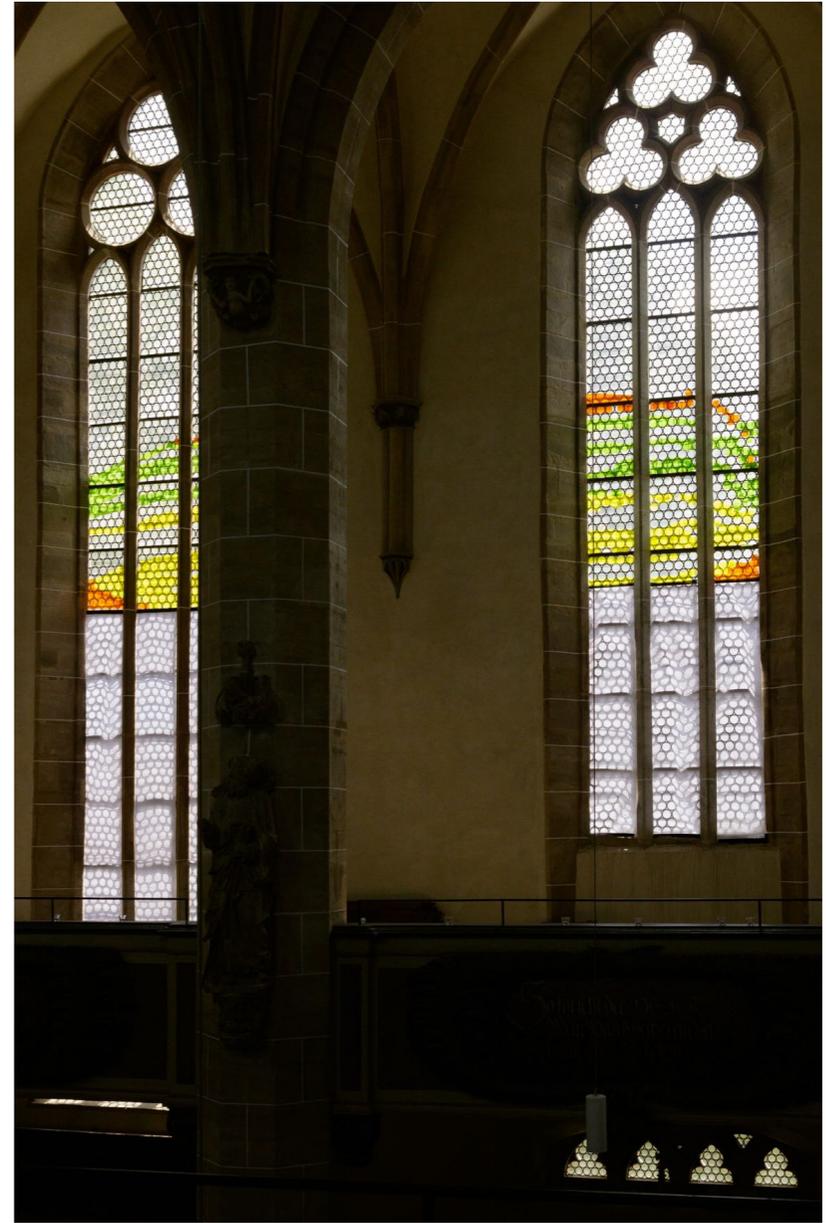
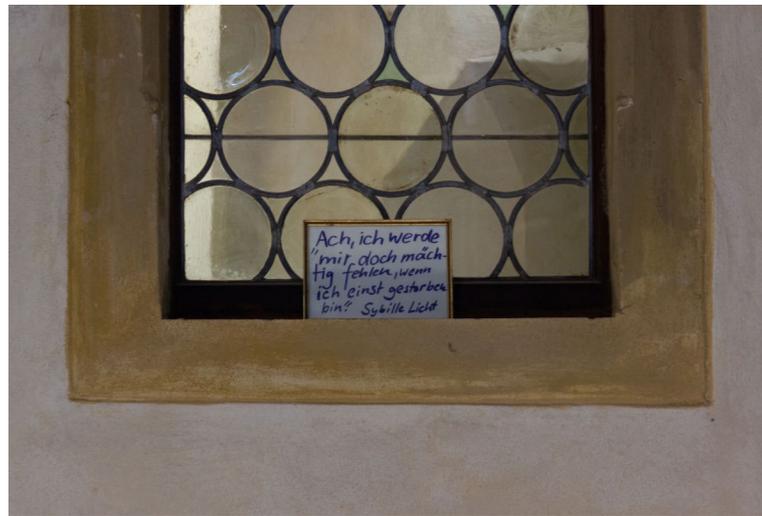
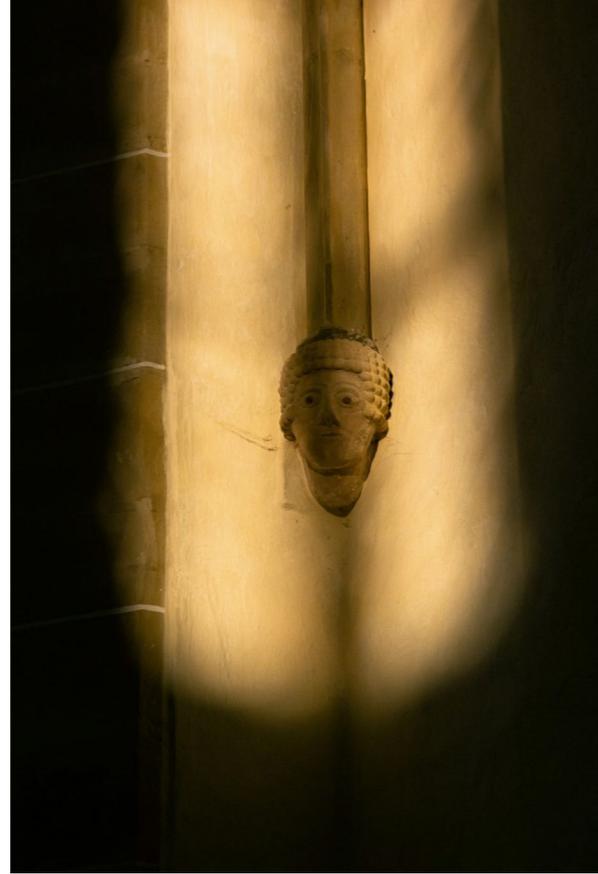
(Film-Stills, f. l. t. r.: Wilhelm looks at the altar. / Wilhelm moves the broom. / Wilhelm, a still figure.)

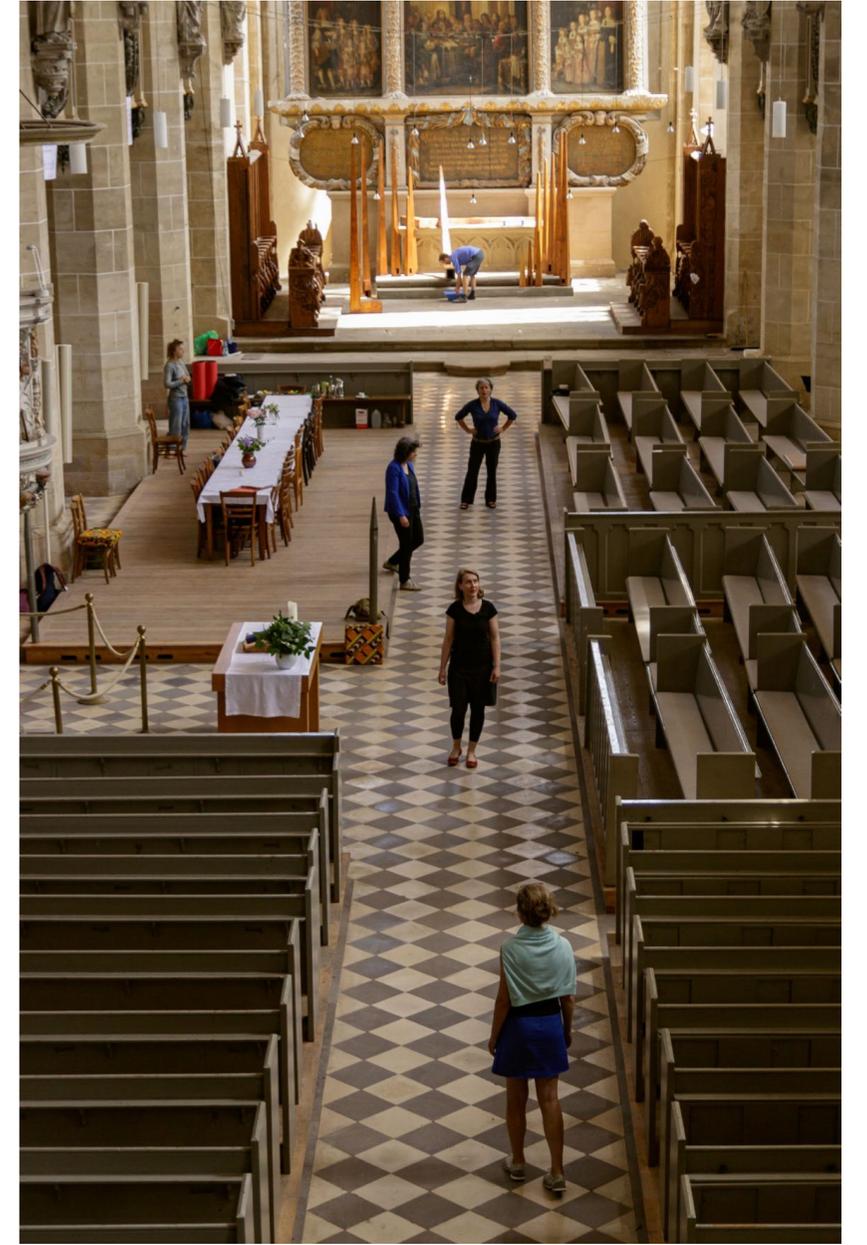
The blue psalm of Wilhelm

The ceilings are so high some birds think they are free. Wilhelm looks at the altar, a still figure, becomes part of it. Bleu. C'est tout bleu. Wilhelm moves the broom, between the benches. The broom touches the dust of the stone floor and pushes it to the direction of the altar, where the cramped royals reside, in diagonal lines. Wilhelm stops to collect a red pedal from the dust, a ceremony long gone. The stillness moves as Wilhelm falls asleep on one of the benches. The elements of fiction and reality, are finally composed in a dream sequence that leads Wilhelm, to his main action, that of moving a bench in front of the altar. The greek verb psalo (ψάλλω) means to touch something, that stretches and pulsates. Wilhelm's blue psalm is a short film that wishes to question what does it finally mean to change things.

Maria Votti







Rocco Pagel

(*1973 in Berlin)

1997 bis 2002 Studium der Malerei an der HfBK Dresden

2005 - 2008 Lehrauftrag und Gastprofessur für Malerei ebenda

2018 Lehrauftrag für Malerei an der KHS Weissenensee

2017 „Blauer Versuch“, Installation im Dom zu Halle

2017 Einzelausstellung im Bugenhagenhaus Wittenberg

2019 Einzelausstellung in der Galerie Christian Pixis München



Rocco Pagel

Atem-Blau

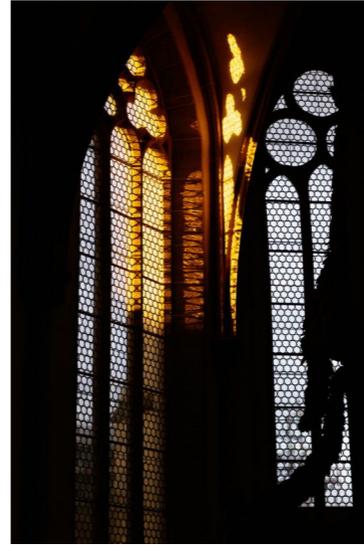
Atem-Blau

Gleich der Szenenfolge eines Filmes, dem Bewegungsablauf einer Kamerafahrt und der Zeile eines Textes ähnlich, sind drei Bildnisse auf dem Schaualtar zu sehen. Sie befinden sich etwas unterhalb der horizontalen Mitte des Objektes. Im Zentrum der Reihe ist das Bild des Abendmahls platziert. Zu beiden Seiten des dort gemalten Geschehens stellen sich links und rechts die nach Körpergrößen organisierten Angehörigen der Herrscherfamilie auf. Sie sind, nach ihrem Geschlecht geordnet, in zwei Gruppen aufgeteilt, die symmetrisch aufgestellt wurden. Drei Häupter der gemalten Figuren ragen, eine über die Bildbegrenzungen hinaus reichende Linie bildend, über die Gestalten der anderen, auf den drei Bildern, Anwesenden hinaus.

Nah am Zentrum ist der Kopf der Christusfigur zu sehen. Zu seinen beiden Seiten werden die Köpfe des Herzogs und der Herzogin gezeigt. Auf dem Altarpodest folgen 22 Schalltrichter der Wäldner-Orgel den Bildkompositionen. Kanzelpodeste tragen zwei Trichter. Eine sorgsam zusammengelegte Arbeitsgarnitur kann entfaltet und mit den Klangkörpern zusammen verwendet werden.

Rocco Pagel





Gerhard Noetzel
(*1982 in Salzwedel)
Seit 2016 Kirchenmusiker der
Reformierten Domgemeinde in Halle
Stellvertretender Leiter des
kirchenmusikalischen Seminars der EKM in Halle
Dozent für Chorleitung und Orgel
Orgelsachverständiger



Domus.Haus - ein gemeinsames Konzert zum Ende der Werkwoche

Die Inspirationen, die beim Betrachten der installierten Werke der Künstler entstanden; die Gedanken aus Gesprächen mit den jeweiligen Schaffenden oder in großer Runde beim täglichen Gastmahl am Abend und schließlich auch neue Ideen, die durch die Beschäftigung mit den Musikinstrumenten des Domes und der Akustik entstanden, mündeten am Ende der Projektwoche in ein gemeinsames Konzert mit Ursula Häse (Elektroakustik), Ludwig Bauer (Orgel/Klavier), Anna Till (Tanz) und mir (Orgel/Posaune/Gesang). Die aufgeführten Werke waren vorbereitete Improvisationen, die versuchen sollten, das Gesehene, Gehörte, Verstandene oder auch Nichtverstandene der vergangenen Woche akustisch zu reflektieren. Zu jedem in der Woche sichtbar gewordenen Werk ließen wir ein Musikstück unter dem jeweils gleichnamigen Titel entstehen:

I. 1 - Licht / light, 2 - Welle / wave, 3 - Zeit / time

II. Geliebte, Geliebte, Geliebte

III. Atem-Blau

IV. Das Motiv vom Heiligen Kuss

V. Getarnte Texte

VI. Wilhelms blauer Psalm/ Wilhelms blue psalm

Exemplarisch an Rocco Pagels Installation „Atem-Blau“ lässt sich die Musik wie folgt beschreiben: Die Musiker, an unterschiedlichen Orten im Raum aufgestellt, füllten den Raum mit jazzigen Bluenoteklängen (Ludwig Bauer), elektroakustisch erzeugten Atemgeräuschen (Ursula Häse) und Orgelklangclustern von den Emporen, entstehend durch fest justierte Gewichte an den Tasten der weiteren zwei Orgeln im Dom (durch mich, Gerhard Noetzel). Von Rocco Pagels Installation aus, deren Material u.a. aus alten Posaunenschallbechern der Orgel bestand, erklangen im Altarraum Töne einer Zugposaune, die sich durch das Posaunenspiel selbst und die Tänzerin Anna Till in den Raum bewegten; mal im Einklang, mal im Kontrapunkt. Das Zusammenspiel mit den anderen Instrumenten verschmolz durch die akustische Raumwirkung so, daß man hätte meinen können, alles gehöre zusammen, obwohl die zwei Solisten (Noetzel und Till) sich vom begleitenden Klangteppich (Häse und Bauer, Orgelcluster) deutlich abhoben. Die letzte Improvisation des Konzertes „VII. Home“ bildete den gemeinsamen Abschluss des Konzertes. Ein Gedanke zu diesem Stück: Eine Woche lang war der Dom der Gruppe wie ein zu Hause. Der gegenseitige Austausch innerhalb der Künstlergruppe stand dabei an zentraler Stelle und das macht Lust auf mehr.







Gustav Franz
(*1972 in Halle/Saale)
lebt und arbeitet in Leipzig
Dipl. Fotografiker

Gustav Franz
Licht/Light

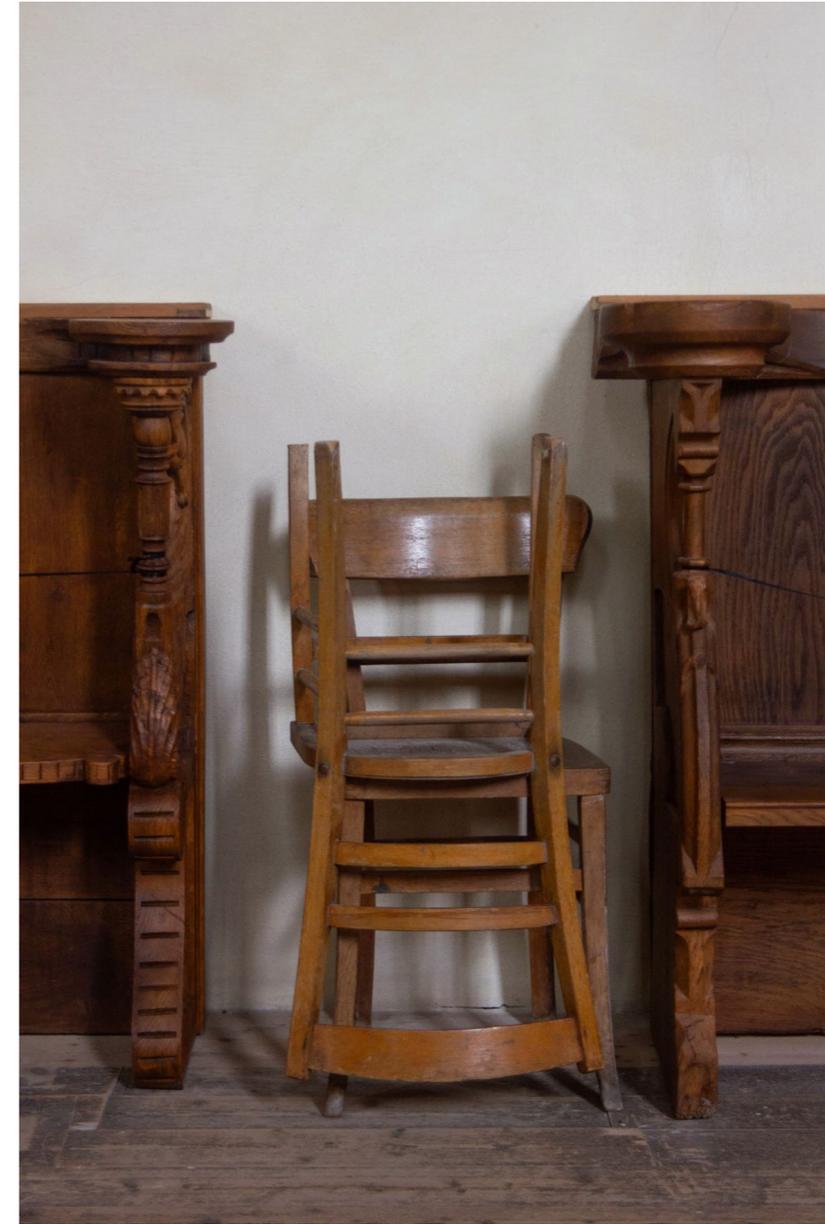


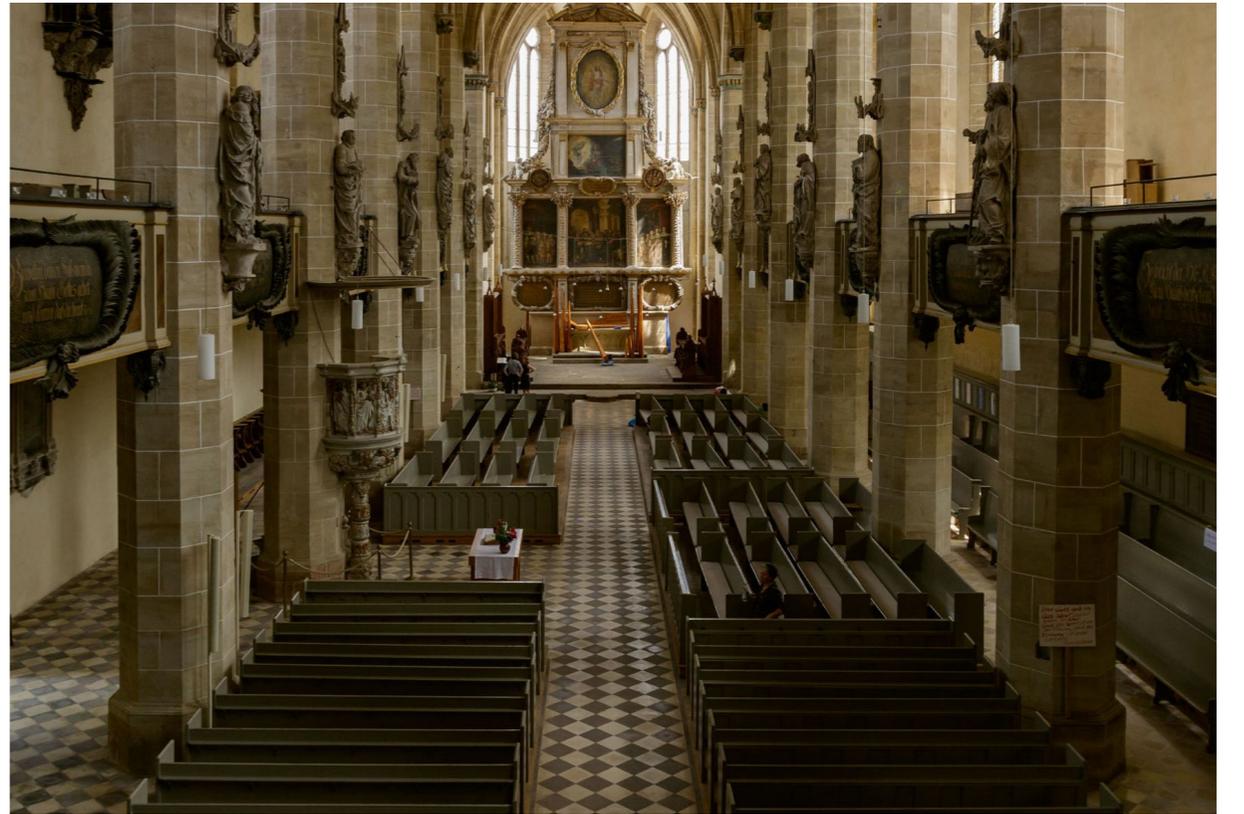
Welle/Wave, Der beschützende Raum wird durch eine Welle aus Licht und Schatten durchdrungen.

Licht/Light, Eine optische Konstruktion macht Licht auf eine neue Weise sicht- und erfahrbar. Licht als Verbindung zwischen Zeiten und Räumen. Ein Mond, ein Stern, eine Scheibe.

Zeit/Time, Strukturen, Spuren, Inschriften wurden von diversen Flächen des Doms durch Frottage abgenommen. Dadurch wird vergangene Zeit sichtbar gemacht und in das Jetzt transportiert.

Gustav Franz





Impressum

Fotografie: Gustav Franz

Gestaltung: Henriette Aichinger

Druck: buch.one

Auflage: 300 Stück

Bilder und Texte sind urheberrechtlich geschützt.

Herausgeber:

Evangelisch-reformierte Domgemeinde

Senior Dr. Jutta Noetzel

Kleine Klausstr. 6

06108 Halle/Saale

Telefon: (0345) 2021329

E-Mail: halle-reformiert@t-online.de

ISBN 978-3-00-065919-5

Das Projekt „Domus.Haus – Eine Befragung“ wurde durch das Land Sachsen-Anhalt, durch die Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt, und mit Mitteln von LOTTO Sachsen-Anhalt gefördert.



**KUNSTSTIFTUNG
SACHSEN-ANHALT**



Eine Befragung

Anne Steinmeier

Tischrede

(Gekürzte Fassung)

Das Haus ist ein Symbol des Lebens. Ein Symbol unserer Selbst und der Welt, in der wir leben. Individuell und kollektiv, real und imaginär.

Wir kommen alle aus einem Haus. Es mag eine Wohnung sein, ein Zimmer, vielleicht auch nur ein Tisch. Das Haus ist ein Symbol für unsere Anfänge. Wir tragen alle ein Haus in uns und mit uns.

Es ist ein Symbol für die Bilder, die Gedanken, die Gefühle, die uns geprägt haben und begleiten. Ein Symbol auch für das, was „wie irrende Seelen“ sein Leben weiterführt in uns, uns vielleicht gar nicht bewusst, bis es in bestimmten Momenten „auftaucht“. Es bedarf manchmal nur eines winzigen Anlasses, und das ganze „unermessliche Gebäude der Erinnerung“ steht vor Augen und kommt wieder ins Gefühl. Walter Benjamin, den ich mir hier als Gast vorstelle, hat von Bildern gesprochen, „die wir nie sahen, ehe wir uns ihrer erinnerten.“ Bilder, in denen die Zeiten ineinander fließen, so dass ein einziges Bild zum „Schlüssel“ werden kann „zu allem, was vor ihm und zu allem, was nach ihm kam.“

So ist das Haus in uns nicht nur ein Gedanke, wir tragen es leibhaftig in uns. Selbst wenn wir es verlassen haben, mag es als Abwesendes mit uns gehen.

Es ist mein Haus und zugleich unser Haus. Ein Bild unserer Welt, die bedroht ist. Ein Symbol auch der Heimatlosigkeit, in der sich heute die Geschichten über Kulturen und Religionen hinweg erzählen. Ein Imaginäres voller Fragen: Gibt es, kann es einen „Entwurf von Welt“ geben, die ich, die wir „bewohnen“ können?

All das klingt auch in diesem Haus, diesem besonderen Haus: Domus, Dom. Diesem „Unzeitgenossen“ in seiner unübersehbaren Präsenz, unaustauschbar in seiner widerständigen Materialität, erhaben in seiner stolzen und zugleich verstörenden Schönheit. Er scheint ein Anrecht zu haben auf die Geste der Höflichkeit, der ehrfürchtigen Wahrnehmung. Aber in seiner Erhabenheit ist dieses Haus nicht interesselos, in seiner Autonomie nicht statisch. Denn dieses Haus wartet auf die Zeit derer, die kommen. Die es besuchen, um es zu befragen. In einer Zeit wie dieser.

Es gibt verschiedene Arten von Fragen. Fragen, die auf Information aus sind. Auf Antworten, die sich einsammeln lassen, die irgendwann genügen, mit denen man, im Gefühl zu wissen, wieder fortgehen kann.

Diese Art Fragen gibt es auch in Bezug auf die Kirche. Aber hier geht es um Anderes. Hier stehen sich nicht Fragende und Antwortende gegenüber, hier findet ein wechselseitiger Austausch statt. So dass ein Neues entsteht, ein Drittes.

Der jüdische Philosoph Franz Rosenzweig hat zu bedenken gegeben: Die Kirche ist ein Ort des Anderen, ein Ort, an dem die Erfahrung von Wirklichkeit, der Wirklichkeit, in der wir jetzt leben, auf eine besondere Weise eingeübt werden kann, wie vielleicht sonst nirgends. Das bedeutet, dass das Haus auf uns, die wir es befragen, wartet. Um zu erzählen, auch, was es vielleicht noch nicht wusste. Denn es „erwacht“ in den Fragen, die wir ihm stellen, nicht zu alter und immer schon gewusster, nur noch mitzuteilender Bedeutung, sondern in Zwischenräumen, in Resonanzen, in Korrespondenzen.

Es kann sein, dass es Jahrhunderte gewartet hat, auf jenen Blick, diese Skulptur, diese Musik, jenen Tanz, genau diese Führung. Was das Haus erzählt, erfährt es selbst erst in den Begegnungen, in denen die Fragenden und das Haus in Bewegung geraten. In einen Tanz, in dem nicht immer klar ist, wer führt und wer folgt.

Das Gebot: „Du sollst Dir kein Bildnis machen“ wird vielleicht gerade in den vielperspektivischen Wahrnehmungen und Erfahrungen der Künstler und Künstlerinnen gewahrt. Denn nur der, der mit seinem Leib, seinen Gedanken, seinen Träumen, seinen eigenen Schritten fragt, wird sich kein Bildnis machen. Denn er erfährt auch sich selber neu.

Der Künstler, davon weiß Franz Rosenzweig, ist ein „einsames Individuum“, sein „weiches Herz“ lernt nicht ohne weiteres zu schlagen im „Gleichtakt aller Herzen.“ Und doch ist es ein Herzschlag, der nach Ausdruck sucht, nach einer Gestalt, die sich mitteilen will.

Das braucht die eigenen Hände, den Mut, die Bank herauszulocken, den Besen zu nehmen, den Staub zu spüren, die eigene Stimme auszuprobieren und die der anderen zu

hören. Das bedarf, wie Bert Brecht geschrieben hat und wir gesungen haben, der Sprengung auch des Unkrauts: „Und vergiß nicht das Strauchwerk, auch das beerenlose nicht, das ermattete, und übersieh nicht zwischen den Blumen das Unkraut, das auch Durst hat. [...] auch den nackten Boden erfrische, erfrische du.“

Es gibt Momente, da sich Religion und Kunst berühren, ohne dass sie ineinander aufgingen. Aber vielleicht liegt gerade darin das Geheimnis, in dem das Sein wächst. Ein Sein, das lebendig und im Werden begriffen ist, das darum immer wieder kreativer Antworten bedarf.

Der polnische Dichter Adam Zagajewski spricht von der „Treue eines nüchternen Dialogs“, die eine „andere Schönheit“ zu uns hält:

„Nur in einer anderen Schönheit
finden wir Trost,
in der Musik von anderen,

der Dichtung von anderen.

Die Rettung kommt von anderen.“

In realen Gegenwarten.

Wie es auch das Gastmahl an jedem Abend war. Eine Geste der Schönheit. Eine Geste in der Aura des Sinns, die vielleicht auch in einer Einsamkeit, die sich nicht verliert, bergen, behüten kann. In Momenten, in denen wir Worte und Brot „brechen“, Klänge und Stille teilen, kann ein Anderes aufscheinen, etwas, das mich an Früheres erinnern mag und doch nichts nur wiederholt. Ein Neues, in dem sich etwas verwandelt, vielleicht heilt.

Flüchtig und doch real. Ein Einbruch des Heiligen vielleicht.

Vgl. Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit; 10 Bde. Frankfurt am Main 1979, Bd. 1, 63–67.

Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd. II, Frankfurt a.M. 21999, 1064.

Benjamin, a.a. O., 312.

Paul Ricoeur, Philosophische und theologische Hermeneutik, in: Paul Ricoeur / Eberhard Jüngel, Metapher. Zur Hermeneutik religiöser Sprache (Evangelische Theologie, Sonderheft), München 1974, 32.

Vgl. Franz Rosenzweig, zit. in: Hans Martin Dober, Von den Künsten lernen: Eine Grundlegung und Kritik der Homiletik, Göttingen 2015, 145.

Vgl. Jean Pierre Wils, Kunst. Religion. Versuch über ein prekäres Verhältnis, 95ff.

Rosenzweig, zit. in: Dober, a.a.O., 148.

Vgl. Wils, a.a.O., 10.

Vgl. Gottfried Boehm, Zuwachs an Sein, Hermeneutische Reflexion und bildende Kunst, in: ders., Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens, Berlin 22008, 243–267. Bernhard Waldenfels, Bildhaftes Sehen. Merleau-Ponty auf den Spuren der Malerei, in: Antje Kapust / Bernhard Waldenfels (Hg.), Kunst. Bild. Wahrnehmung. Blick. Merleau-Ponty zum Hundertsten, München 2010, 50.

Zit. in: Susan Sontag, Worauf es ankommt. Essays (2001), München 2005.

George Steiner, Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? München 1990.

Prof. Dr. Anne Steinmeier, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Theologische Fakultät.
Institut für Systematische Theologie, Praktische Theologie und Religionswissenschaft.
Letzte Monographie: „Kunst der Seelsorge. Religion, Kunst und Psychoanalyse im Diskurs“,
Göttingen 2011.

Friedrich Weltzien

Raum schaffen: Der Dom als Ort der Macht

Heutzutage wird der Raum als Austragungsfeld von Macht allenthalben diskutiert. Nicht nur Wohnungsmangel und Mietspekulation, nicht nur schrumpfende Naturgebiete und, durch die Klimaerwärmung versinkende Küstenlandstriche, auch die Abschottung Europas gegen Migrant*innen oder die wiedererstarkenden Nationalismen machen das deutlich. Kirchen – als architektonische Bauwerke und als symbolstarke Landmarken – haben in diesen Aushandlungsprozessen eine gewichtige Stellung. Wenn sie sich mit künstlerischen, mit kreativen Praktiken verbünden, dann ist es möglich, diesen Einfluss auf alle Bewohner*innen einer Gemeinschaft (auch diejenigen, die nicht in die Kirche gehen) zu erkunden, sichtbar zu machen, zu verändern und produktiv zu nutzen. Im Folgenden will ich zeigen, mit welchen Raumtheorien diese oft sehr subtil wirksamen Kräfte beschrieben werden können.

Der Begriff „Dom“ ist eine Verkürzung des lateinischen „domus“ für Haus. Im Lateinischen meint domus nicht nur das einzelne Gebäude (das wäre „aedes“), sondern

den Sitz der Familie, das Anwesen oder weiter verstanden die Heimstadt, Heimat. Unter den Kirchenbauten markiert der Begriff des Doms zudem eine hierarchische Besonderheit. Ein Dom ist mehr als eine Kirche (nämlich ein Bischofssitz), eine Kirche wiederum ist etwas anderes, als ein normales Haus, in dem man wohnt, isst, schläft und seinem Alltag nachgeht. Daher ist ein Dom kein privater Raum. Es ist ein öffentlicher Raum: jeder darf eintreten, es ist ein Versammlungsort. Und doch ist der Dom kein offener Platz, keine freie Fläche. Als Haus bietet er bei aller Öffentlichkeit auch Schutz – im Osten Deutschlands ist diese Besonderheit, diese Asylfunktion zumindest bei denjenigen, die die Friedliche Revolution vor der Wiedervereinigung 1989 miterlebt haben, sehr gegenwärtig. Das Kunstprojekt im Dom hat diese Ambivalenz zwischen öffentlich und privat methodisch genutzt, indem der Raum gleichzeitig als Arbeits-, Wohn- und Ausstellungsort befragt – nämlich: in Frage gestellt – wurde.

Ein wichtiger Philosoph des Raums ist Michel Foucault. Er hat darüber nachgedacht, wie Menschen Räume nutzen, wie in der Nutzung Machtkonstellationen – z.B. Hierarchien – zum Ausdruck kommen und wie dieser Ausdruck die Macht wiederum realisiert. Eine Stadtmauer zum Beispiel repräsentiert die Macht einer Gemeinschaft. Je reicher und mächtiger die Gemeinschaft, desto dicker und höher und beeindruckender ist die Stadtmauer. Aber sie zeigt diese Macht nicht nur: Sie setzt sie auch durch. Raumgestaltung ist immer Machtausübung. Der Soziologe Bruno Latour hat als ein Beispiel auf die baulichen Maßnahmen der sogenannten speed bumps hingewiesen – jene Schwellen, die zur Geschwindigkeitsbegrenzung quer über verkehrsberuhigte Straßen gelegt werden. Anders als bei Verkehrsschildern wird hier nicht auf eine kluge Einsicht der Autofahrer gesetzt, sondern durch eine architektonische Gestaltung des Raumes wird ein bestimmtes Verhalten erzwungen. Bauen – Raum gestalten – ist also immer Ausdruck und Durchsetzung von Macht. Ob man das nun im Sinn hat, oder auch nicht.

In der Gestaltung des Raumes beobachtet Foucault bestimmte Einheiten, die aus dem Alltäglichen herausfallen. Als Beispiele nennt Foucault etwa Friedhöfe oder Bordelle, Gefängnisse oder Schulen. An diesen Orten gelten andere Regeln. Hier dürfen Dinge getan oder gesprochen werden, die in der normalen Umgebung nicht statthaft sind (und umgekehrt). Weil diese Orte anders sind, nennt Foucault sie Heterotopien – das „anderswo Verortete“. Im Gegensatz zu Utopien sind diese Heterotopien ganz real und wirksam. Die Utopie ist ein imaginärer Ort, eine verlorene Vergangenheit oder eine ersehnte Zukunft oder eine erträumte Ferne. Die Heterotopie aber ist auf dem Stadtplan verzeichnet, man kann sie besuchen. Heterotopien sind, so sagt das Foucault, gebaute Utopien, eine realisierte Vorstellung der idealen Gesellschaft.

Eigenartigerweise nennt Foucault nicht die Kirchengebäude als Heterotopie (nur den Friedhof). Dabei würde ich sie sogar als perfekte Heterotopien bezeichnen. Der Dom zu Halle etwa ist eine solche, tatsächlich gebaute Utopie. 1271 hatten die Dominikaner

hier ein Kloster gegründet und die Kirche im Jahr 1330 vollendet. Als Bettelorden verzichteten die Dominikaner auf allen Prunk – sogar auf Kirchturm und Querschiff. Sie hatten auch keine Ausgestaltung durch Bilder, Skulpturen etc. geplant. Die Architektur sollte zum Ausdruck bringen, woran die Erbauer glaubten und wie sie sich ein gelungenes Leben vorstellten. Gleichzeitig hat der gestaltete Raum auch ein bestimmtes Verhalten hervorgerufen. Die Proportionen – 20 Meter breit, 18 Meter hoch, 68 Meter lang – lassen den einzelnen Menschen sich doch ein bisschen klein fühlen. Die Akustik ist bemerkenswert und, wie wir während des Projektes festgestellt haben, verändert der besondere Klang des Raumes nicht nur die Art, wie wir sprechen, sondern auch, was wir sagen. Die Atmosphäre, die Temperatur, die Luftfeuchtigkeit, die Lichtsituation, die Perspektiven, die Materialität, die Wege durch den Raum – all das erzeugt ein bestimmtes Verhalten: ermöglicht Einiges und macht Anderes unmöglich. Die Künstler*innen des Projektes haben diese Möglichkeiten erlebt, getestet und erweitert. Eines ist dabei deut-

lich geworden: Auch wenn der gestaltete Raum eine Macht auf die Menschen ausübt, die sich ihm aussetzen – diese Macht ist niemals eindeutig. Anders als zum Beispiel ein Gesetzestext oder eine juristische oder polizeiliche (oder gar militärische) Maßnahme kann jede/r den gestalteten Raum immer neu nutzen, anders nutzen, umnutzen. Raum ist immer empfänglich.

Kardinal Albrecht von Brandenburg etwa, der 1520 aus Magdeburg hierherkam, überbaute die Kirche des Bettelordens in seinem Sinne. Aus dieser Zeit stammt etwa der Kranz der sogenannten Welschen Giebel, die das Dach wie eine Krone umgeben. Er beauftragte den Bildhauer Peter Schro, die steinernen Skulpturen des Innenraums auszuführen. Albrecht brachte das Hallesche Heilthum hierher – tausende Reliquien, mit deren Hilfe er einen blühenden Ablasshandel betrieb (was Martin Luther bekannterweise so sehr erboste, dass er Albrecht einen langen Brief schrieb, den er später als 95 Thesen veröffentlichte). Nachdem Albrecht 1541 nach Aschaffenburg weiterziehen musste, wurde

der Dom immer wieder neu genutzt. Herzog August war Mitte des 17. Jahrhunderts für die Barockisierung verantwortlich – heute noch im Altar und den Emporen mit den großen Schriftfeldern sichtbar. Als dann 1685 der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Bau „zur ewigen Nutzung“ an die evangelisch-reformierte Gemeinde übergab, ist damit die Geschichte der umgestaltenden Neunutzungen keineswegs abgeschlossen.

Mit den künstlerischen Interventionen wurden die Offenheiten des Raumes, seine Bewegungsfreiheiten ausgeschritten, begangen und belegt, erblickt, erlauscht und durchhallt, erspürt. In dieser Vielfalt an Möglichkeiten macht die Heterotopie des Halleschen Doms klar: Der Raum, den wir Menschen (und auch viele andere Wesenheiten) nutzen, ist als geometrischer, euklidischer Raum nicht hinreichend beschrieben. Der visuelle Raum ist nicht identisch mit dem akustischen Raum, der haptische Raum, den man fühlen kann, überschneidet sich zwar mit dem imaginierten Raum, ist aber nicht

deckungsgleich.

Der innere Raum des Atems und Singens lässt sich mit dem Raum aus Stein verbinden, geht aber nicht in ihm auf. Der Raum, den wir erleben, der wirksam ist, der sich auf unser Leben, unser Denken und Handeln auswirkt und damit real wird – dieser Raum ist als solcher nicht immer schon gegeben.

Der Berliner Psychologe Kurt Lewin, der als Jude 1933 in die USA emigrierte (auch eine nachhaltige Raumerfahrung), hat dafür den Begriff der „Hodologie“ erfunden – nach dem griechischen Wort „hodos“ für „Weg“. Er war der Meinung, dass wir den Raum nicht a priori zur Verfügung haben (wie Immanuel Kant das im 18. Jahrhundert formulierte), sondern dass er uns als Erfahrung erst in der Bewegung entsteht. Raum wird erst, indem wir uns bewegen. Der französische Philosoph Henri Lefebvre hat diese Idee übernommen und gezeigt, dass Raum gemacht wird (er ist nicht einfach schon da). Auch der (mit den Nazis kooperierende) Philosoph Martin Heidegger hatte festgestellt, dass der Felsen erst

dann für uns da ist, wenn ein Tempel auf ihm errichtet wird. Das Wohnen sei, so schrieb er, die besondere Weise, wie wir Menschen in der Welt sind. So wie wir uns verhalten, so wird der Raum um uns herum konstituiert. Wir reagieren nicht nur auf das, was da ist, sondern umgekehrt auch: Die Welt reagiert auf uns.

Diese Theorien sind heute sehr aktuell. Interessanterweise haben sie in Zeiten des Cyberspace, der virtuellen Räume des Internets oder der Computerspiele eine echte Konjunktur. Denn auch die Räume, die durch Rechenoperationen im Computer entstehen, sind vorher nicht existent. Die Wege etwa, die ein Programmierer anlegt, damit die Spieler sich in einer virtuellen Matrix bewegen können, entstehen erst im Gestaltungsvorgang. Wir machen den Raum, indem wir uns in ihm bewegen. Dieser Gedanke erscheint mir im Hinblick auf die, in diesem Projekt „Domus.Haus“ geleisteten Einsichten besonders wichtig.

Der Dom als domus, als Heimat, als Wohnstatt, als Raum der Geborgenheit und der

Möglichkeiten, ist kein unverlierbarer Besitz, er ist nicht stabil und unveränderbar.

Er passt sich vielmehr den Weisen an, durch die er in Besitz genommen wird – von jedem einzelnen Menschen, der sich in ihm bewegt. Aus diesem Grund ist es so wichtig, die Möglichkeiten gewissenhaft zu erforschen. Nicht nur als gegeben hinzunehmen, sondern den Raum auszudehnen, indem man ihn befragt. Dann stellt man durchaus fest, dass mehr Platz da ist, als erwartet. Dann stellt man fest, dass mehr Lebensweisen, mehr Praktiken, mehr Überzeugungen und Sichtweisen darin untergebracht werden können, als man vorher vielleicht angenommen hat.

Kardinal Albrecht hatte (so kommt es mir vor) furchtbare Angst – deshalb hat er womöglich die Berge von Reliquien angehäuft, mit denen er die Reformation provozierte. Häuser sind immer auch Ausdruck von Angst, weil sie Schutz versprechen. Das hat durchaus eine Berechtigung – niemand will im Regen stehen, in der Kälte oder sengender Hitze. Aber Angst macht immer auch die Räume klein. Angst und Enge haben nicht nur

etymologisch viel miteinander gemeinsam.

Man kann diese Befragung als einen Schritt in die Weite verstehen, in die Offenheit, die nicht unbedingt in die „transzendente Obdachlosigkeit“ führt, wie Georg Lukács befürchtet hat. Wir verlieren das *domus* nicht, wenn wir seinen Raum weiten – die Heimat wächst. Wir gewinnen vielmehr reiche Möglichkeiten. Nicht unendlich viele: Jede Gestaltung verunmöglicht auch bestimmte Handlungsoptionen. Aber je bewusster wir mit dem Raum umgehen, desto aufmerksamer können wir gegenüber jenen Praktiken und Lebensentwürfen sein, die wir – versehentlich oder mit Vorbedacht – ausgeschlossen haben.

Das könnte eine Lesart von Friedrich Wilhelms Großzügigkeit sein: Zur ewigen Nutzung. Die Betonung liegt auf „Nutzung“. Raum ist so lange da, wie er genutzt wird. Sonst hört er auf zu existieren.

Friedrich Weltzien ist Kunsthistoriker, Professor für Kreativität und Wahrnehmungspsychologie an der Hochschule Hannover. Zuletzt von ihm erschienen (gem. m. Antonia Ulrich): „Design und Mimesis. Nachahmung in Natur und Kultur“, 2019. Weitere Informationen unter www.theorie.wp.hs-hannover.de

Jutta Noetzel

Tischgemeinschaften

Mahlfeiern hatte er unzählige erlebt, der Dom – die von Kardinal Albrecht zu dessen „Heilthum“ ausgebaute Dominikanerkirche, ein Schatzkästchen des göttlichen Geheimnisses. Täglich wurde hier die Eucharistie gefeiert.

Nachdem der Kardinal 1541 die Stadt verlassen hatte, zerschnitt man die heilige Tischplatte. Der Stein wurde seiner Bedeutung enthoben. Er sollte hinfort nicht mehr Corpus Christi sein. Die Reliquie wurde entfernt, aber die Kreuze als Zeichen der Wundmale Christi sind bis heute sichtbar.

Dennoch setzte der letzte Administrator des Bistums, August von Sachsen-Weißenfels, – ein Lutheraner – das wohl größte Retabel im weiten Umkreis über diese Altarplatte. Darauf bildet das Heilige Abendmahl den Mittelpunkt. Und der Herzog selbst ließ sich, mit den Seinen zur Rechten und zur Linken abbilden. Welche Anmaßung für alle Bibelfesten, die die Bitte einer Jüngermutter an Jesus im Ohr haben: „Sag, dass diese meine beiden Söhne, in deinem Reich sitzen werden, einer zu deiner Rechten und einer

zu deiner Linken.“ (Mt 20, 21) ... und für alle, die die Antwort Jesu an die Jünger kennen: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun. So soll es unter euch nicht sein; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht, so wie der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele.“ (Mt 20, 25-28)

Die reformierte Gemeinde, die 1688 den Raum zur „ewigen Nutzung“ erhielt, wandte ihren Blick weg von diesem Bild. Sie stellte einen einfachen Holztisch in die Mitte des Raumes, direkt unter die Kanzel. Dort feiert sie das Abendmahl – Erinnerung an das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern, Erinnerung an die von Verrat und Verleugnung bedrohte Gemeinschaft, Erinnerung an das Mahl, das im Lichte der Auferstehung Jesu Christi zum Zeichen der Hoffnung auf das Reich Gottes geworden ist.

Die feiernde Gemeinde vergegenwärtigt sich das Mahl Jesu Christi mit seinen Jüngern, wenn sie sich um den Tisch versammelt und der Bibeltext aus 1Kor 11,23-26 vorgelesen wird. Sie erlebt es in der Gegenwart, im Kontext ihrer eigenen Lebenswirklichkeit, ihrer eigenen Zerbrechlichkeit, mit allen gelingenden und schwierigen Beziehungen, in aller Unvollkommenheit persönlicher und gesellschaftlicher Normierungen des Zusammenlebens. Sie feiert dieses Mahl in der Hoffnung darauf, dass an Gottes Tisch einst die Tränen getrocknet werden, Beziehungen geheilt, Sehnsucht gestillt, alle einen guten Platz bekommen und genug zum Leben haben werden. Und, dass von all dem schon etwas in der Gegenwart wirksam ist. Das Abendmahl ist, was Friedrich Weltzien in seinem Beitrag als Heterotopie im Foucaultschen Sinn vorstellt.

Drei Konfessionen hatten in diesem Dom gelebt, geglaubt und das Heilige Mahl gefeiert. Nicht zuletzt wegen ihrer unterschiedlichen Auffassungen vom heiligen Essen hatten sie sich auseinanderdividiert. In der katholischen Kirche nennt man die Feier

des Abendmahls Kommunion, lat. communio, Gemeinschaft. Entsprechend kommunizieren die Teilnehmenden. Der Tisch war ein Anlass in der Reformationszeit, die Kommunikation für Jahrhunderte abbrechen zu lassen.

2018. Was für Gespräche würden entstehen, wenn wir hier gemeinsam ein Mahl feiern? Am Abend zwar, jedoch ohne vereindeutigte Erinnerung an die biblische Überlieferung? Unsere erste Tafel stand vor den Stufen zum Chorraum. Wir hatten eine Bank umgelegt, die als Tisch diente. Eine weitere gab die Sitzplätze auf der einen Seite her, auf der anderen standen Stühle. Zwölf Menschen nahmen Platz, sieben Künstlerinnen und Künstler, die Referentin der Gemeinde, der Kantor, der Vikar, ein Pfarrer, eine Pfarrerin. Der Maler hatte Gulasch gemacht, eine Performerin Salat. Der Schriftsteller brachte Käse, das Brot kam aus Halle. Eine Filmkünstlerin aus Griechenland hatte etwas aus der Küche ihrer Heimat mitgebracht. Wein war da, Wasser und Saft. Und wir an dieser

Tafel. Wir kannten uns nur zum Teil.

Tischgemeinschaften erfreuen sich in der Gegenwart großer Beliebtheit. Ja, man könnte meinen, je mehr Momente von Vereinsamung in der Gesellschaft wahrgenommen werden, desto zahlreicher werden Initiativen des communal eating. Das gemeinsame Mahl ist eine Alternative zu allen social media-Kontakten. Es schafft Begegnungen von Angesicht zu Angesicht. Neben Worten gibt es Gesten, Mimik, Vergewisserung im Angesicht des Anderen. Ein gemeinsames Essen vermag, was ein Gespräch allein oft nicht erreicht: Vertrauen schaffen, Frieden stiften. Trotz unterschiedlichster kultureller Prägungen können alle mitmachen. Ein gemeinsames Mahl ist auch in unserer Gesellschaft eine Heterotopie. Zugehörigkeit und gute Unterhaltung, Wahrgenommen werden und Teilen können... all dies unter der Verheißung der Erlösung von den unheilvollen Seiten des Für-Sich-Sein-Müssens.

Zu Beginn sangen wir. Einer von den Künstlern hatte die Gesangbücher geholt. Der Maler tat auf. Das Gespräch begann langsam. Wir merkten, dass wir langsamer sprachen als sonst. Wir hörten dem nach, was wir selber gerade gesagt hatten. Es bekam Gewicht. Wir hörten einander gut zu. Wir erzählten von uns, von dem, was wir sahen und hörten. Wir sprachen über das Licht der untergehenden Sonne. Es war der 18. Mai 2018. Feierlich war es. Wie anders man hier isst, sagte jemand. Eine wünschte sich, auf den Dachboden zu gehen. Ein Dachstuhl – riesenhaft – aus Holz. Aus den Luken die schönsten Blicke über Halle. Als wir wieder unten waren, sprach eine Künstlerin von dem bergenden Raum. Geborgenheit empfinde sie auch, fügte eine andere hinzu. Sie wünschten sich Orgelmusik. Der Kantor begann zu improvisieren. Lange saßen wir lauschend zusammen. Am Ende – es war schon Mitternacht – bat jemand, noch ein Lied gemeinsam zu singen. Wir sangen „Der Mond ist aufgegangen ...“. Es war schwer, ein Ende zu finden.

Wir entschieden, ein solches Mahl im kommenden Jahr 2019 in der Woche nach Pfingsten an jedem Abend zu feiern. Und wir verabredeten, es zu öffnen für alle, die kommen möchten. Wir hatten bemerkt, wie mächtig der Raum mit seiner Geschichte ist. Und wie gut es wäre, die Fragen nach der Substanz (nebenbei bemerkt die Streitfrage beim Abendmahl), nach dem, was unter allem ist, einmal wegzulassen. Und die Oberfläche wahrzunehmen im Flusse dessen, was geschieht. Die Heterotopie, die Sehnsucht danach und die Geschichte verführen dazu, das Mahl mit allen möglichen Bedeutungen aufzuladen. In der Geschichte der Konfessionen war das das Ende des Kommunizierens. Der jüdische Philosoph Franz Rosenzweig nannte das Recht auf eigene Deutungen ein „Urrecht des Menschen“.

Wieder stand die Tafel an der gleichen Stelle. Wir trafen uns am Pfingstmontag (für Christen das Fest vom Wunder gelingender Kommunikation). Neue Menschen waren hinzugekommen. Vorsichtiges Tasten und erstes Planen. Alle hatten sich ein Projekt im Raum

überlegt – eine Installation, eine Performance, Klänge, Worte, Schnitzereien. Um 18 Uhr das erste Mahl. Zwei aus der Gemeinde hatten Pizza gebacken. Es war ein Ankommen, das viel Offenes in sich trug. Wie wird es werden? Wer sind die Menschen, die sich auf dieses Projekt eingelassen haben? Werden wir hier gut miteinander sein können? Hat jede/r, was sie/er braucht? Werde ich mit dem, was ich bin und bringe, genügen? Mit den Tagen veränderte sich der Raum. Die Feierlichkeit verschwand. Auf der Tafel stand dreckiges Geschirr. Besucher*innen fanden den Dom anders vor, als erwartet. Die Arbeiten der Künstler*innen verbreiteten eine schauende Geschäftigkeit. Sie zogen Aufmerksamkeit auf Objekte und Orte, die oft übersehen werden. Zum Beispiel das verblasste Blau am Altar und der Westempore. Nun entstanden neue Verbindungen zwischen Osten und Westen. Eine blaue Kugel liegt noch im Salbgefäß von Maria Magdalena, der Pfeilerfigur unter der Empore. Das Werden der unterschiedlichen Projekte lud zu Interaktionen ein.

Am dritten Abend hatte die Tafel einen neuen Ort gefunden. Sie stand nun auf einem der Podeste, das zuvor mit Bänken besetzt war – mitten im Raum. Erste Gäste kamen zum Mahl. Wir hatten ein gemeinsames Ritual erdacht, mit dem wir begannen. Es gab einen kleinen Cocktail und einen Willkommensgruß. Gespräche entstanden. Wer bist Du? Was bewegt Dich? Was hat Dich hierher gebracht? Vorsichtige Annäherungen, interessante Gespräche über Erfahrungen mit Kirchen, Glauben und Fremdheit. An jedem Abend kamen andere und es wurden immer mehr. Das war beglückend. Auch ein Obdachloser saß an der Tafel. Er aß. Am zweiten Abend blieb er noch lange am Tisch sitzen. Bevor er ging, schrieb er uns eine Botschaft in die Kirchenzeitung, die dort ausgebreitet lag, weil ein Artikel über unser Projekt darin stand. Er ist nicht wiedergekommen.

Auch wir untereinander merkten, wie viel Zeit wir miteinander brauchen, um uns abzustimmen; um immer wieder neu zu verhandeln, wie wir gemeinsam Gastgeber sein wollen; um wahrzunehmen und zu bereden, was passiert. Wir wollten Egalität. Wir wollten, dass alle einen guten Platz haben. Wir wollten, dass alle Deutungen ihren Wert behalten. Wir wollten, dass alle kommen können. Wir wollten etwas von der Heterotopie erleben.

Das letzte Mahl war am Sonntagabend. Den ganzen Tag schon war Leben in der Kirche. Vormittags ein Taufgottesdienst, Brunch; am Nachmittag die Tanzperformance, der Vortrag. Viele Gäste waren gekommen – auch von weither. Der Tisch war festlich gedeckt, Wein wurde ausgeschenkt. Eine Geige spielte, die Tischrede wurde gehalten. Es war auch wichtig, was wir essen, aber es war nicht das Wichtigste. Wir saßen ein letztes Mahl dort zusammen, mit unseren Sehnsüchten und mit unserer Verletzbarkeit; mit unserer Liebe und unserem Liebesschmerz; mit den gelungenen und den miss-

glückten Begegnungen in dieser Woche. Und ich dachte, dass die Typen beim letzten Mahl Jesu auch nicht anders waren, und dass es ein Geschenk ist, dass wir in dieser Woche zusammenbleiben konnten.

Jutta Noetzel, *1975, lebt und arbeitet als Pfarrerin und als Lehrbeauftragte für Altes Testament in Halle, letzte Monographie: „Maleachi, ein Hermeneut“. BZAW 467. Berlin, Boston 2015.

Henriette Aichinger

Geliebte, Geliebte, Geliebte

(Brief, Teil der Performance)

Geliebte, Geliebte, Geliebte;

Was ist das nur für eine Einrichtung, dass wir für Geld Dinge tun, die wir nicht tun wollen; nicht tun wollten? Nie!

Niemals wollte ich Dich verlassen, um nun in dieser Stadt fest zu sitzen; zu hocken, auf dem Boden dieser Kirche oder auf dem Gerüst... Und immer auf den Knien.

Wir sind zwei von diesen dummen Kerlen, die ihre bezaubernden Frauen zu Hause ließen, um zu arbeiten. Und du glaubst nicht was wir hier tun. Wir imitieren ein Gestein, von dem ich niemals zuvor gehört habe, geschweige denn es gesehen zu haben. Oval um Oval setzen wir aneinander – immer eine Linie, die ihren Anfang verspeisen will. Immer wieder ein Losgehen, und schon nach kürzester Zeit: ein Umkehren.

Die ersten Pinselstriche führe ich noch, sorgsam, mit dem Gedanken im Kopf: ‚Ich bin es, der die Richtung aller folgenden Linien vorgibt. Ich bin verantwortlich für die

gesamte Säule, ihre Wirkung; ihre Brillanz, ihre Anerkennung'. Denn das ist es, was wir verziern – Johann eine Empore über mir und ich unten, dort, wo jeder mir auf die Finger schaut: Säulen. Säulen aus Holz, die wie Stein sprechen sollen; und, die tragen und tragen... in Wahrheit aber Betrüger sind. Falschspieler. Illusionisten.

Geliebte. Nun, ich will dir weiter berichten von diesen Linien und Gedanken. Ob es Dich überhaupt interessiert? Ich weiß es nicht! Doch ich kann nicht anders. Die Worte reihen sich in einem Rhythmus aneinander – setzen sich fort; drängen geradezu auf das Papier. Das Schreiben an Dich ist dem Malen der Steine beinahe ähnlich.

Während dessen und wenn meine Hand die anfängliche Kontrolle verloren hat, werde ich zum Beobachter, eben dieser meiner Hand. Wie sie schwingt und kreist; sich fortbewegt und meinen Gedanken an Dich einen Rhythmus verleiht. *dadamm dadamm dadamm*

Oh je, oh Mensch. Wohin soll das führen? Die Worte richten sich an Dich.

Die Ovale jedoch – Stein an Stein – entstehen mit dir in Gedanken zwar, sollen dann aber nur wirken; für jeden, der diese Räume betritt.

Was ich male, Geliebte, ist Oberfläche.

Henriette Aichinger, *1983, lebt in Leipzig. Ihre künstlerische Arbeit ist von Zeichnung, Archivierung und Übersetzung in verschiedene Medien oder gruppenspezifische Vorgänge geprägt. Momentan ist sie Meisterschülerin bei Prof. Stella Geppert an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein Halle.

